

# KLEINE RUNDSCHEU

## Busoni / Briefe an seine Frau

Herausgegeben von Friedrich Schnapp. Mit einem Vorwort von Willy Schuh.  
Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig.

«... Auch habe ich endlich gelernt, den ersten Satz der Waldstein-Sonate anzupacken, der nie so recht blühen wollte. Und ich spiele ihn seit fast dreißig Jahren!...», schreibt Busoni als 44jähriger, einmal an seine Frau, nicht aus der idyllischen Ruhe eines Ferienortes, sondern inmitten der Strapazen einer atemraubenden Konzertreise durch den amerikanischen Kontinent. Und er fügt hinzu: «Diese beiden Sätze sollte man an Conservatorien annageln.»

Dem Sinn dieser Worte begegnet man in der vorliegenden Briefsammlung immer und immer wieder. In der Tat: seltsam hebt sich der Mann und sein Streben auf Vollkommenheit («Klassizität» nannte er es später) ab von der Zeit, in der zu wirken er berufen war und deren Ehrgeiz sich doch kaum höher als bis zum «Genießen» der überlieferten Reichtümer erheben wollte. Von diesem «Dolce far niente» im Bewußtsein eines unermeßlichen musikalischen Besitzes wissen diese Briefe nichts zu erzählen; der Gedanke, Erbe einer bedeutenden kulturellen Vergangenheit zu sein, hat für Busoni zeitlebens auch die Verpflichtung in sich geschlossen, unermüdlich weiter zu arbeiten, um ihrer würdig zu bleiben. Und so kontrastiert das Bild, das wir von dem Künstler und nun auch von dem Menschen Busoni besitzen, so sehr mit dem, das uns das vorkriegszeitliche Musikleben heute bietet.

Gewiß ist Busoni auch ein Kind dieser Zeit gewesen — so sehr, daß ihn der jäh Zusammenbruch ihrer Lebensformen in den Jahren 1914—18 im Lebensnerv treffen mußte. Er verleugnet sie nie; ohne zu zögern, geht er den Weg, den sie ihm weist und rückt schon in jungen Jahren in die vorderste Reihe ihrer großen Virtuosen. Und diese besondere und — wie wir heute sehen können — ausgesprochen nur einer solchen Zeit vorbehalteten Aufgabe zieht ihn immer wieder an, obwohl es mit zunehmender Reife und Einsicht nicht an Momenten fehlt, wo sie sich ihm in ihrer ganzen Fragwürdigkeit zeigt. Namentlich der amerikanische Musikbetrieb, der ihn verschiedentlich monatelang ruhelos von Stadt zu Stadt treibt, läßt ihn die menschliche und künstlerische Beziehungslosigkeit seines Tuns erkennen — um so schmerzlicher, als er überall in der Musik den Menschen sucht. Gelegentlich steigert sich die Spannung der Gegensätze bis zur letzten Schärfe, und er konstatiert: «Vom Standpunkt der gewissen Wander-Conzertisten aus war das gestrige Conzert ein sehr erfreuliches!» Aber «Vom Standpunkt eines nicht mehr jungen, denkenden Künstlers aus war es eine unverzeihliche, nie wieder gutzumachende Verschwendug von Kraft, Zeit und Gedanken für die unwichtige Wirkung eines kleinen Augenblickes auf ein unbedeutendes Häufchen Leute». Und dennoch bleibt die Liebe zum Konzertieren. Noch zwei Jahre vor seinem Tode

schreibt er: «Das Klavierspielen gefällt mir wieder besser; ich möchte gerne noch eine neue Seite darauf gewinnen; und fast glaube ich, ich werde es noch tun!»

Hinter diesen Nöten des Pianisten Busoni steht, sie in einem tieferen Sinne bedingend, der Drang, auch schöpferisch tätig zu sein. Es grenzt oft ans Unglaubliche, wie Busoni neben den vielen und mannigfaltigen (und oft genug auch unerfreulichen) Verpflichtungen, denen er als reisender Virtuose zu genügen hatte, sich immer wieder Gelegenheiten zu schaffen weiß, ein begonnenes Werk fortzuspinnen. Langsam, oft nur Zug um Zug, aber doch in stetiger Folge und geleitet von einem wachen Bewußtsein, das nach größtmöglicher Klarheit des Ausdruckes strebt, fügt sich eines nach dem andern zu einem Ganzen. Aber das Unerquickliche dieses Zustandes verkennt er keineswegs. «Meine Entwicklung als Komponist», gesteht er seiner Frau, «stünde schon ganz wo anders, wenn nicht die langen Unterbrechungen und mühevollen Wiederanknüpfungen wären. Ich habe nur vier Monate des Jahres Zeit, mich in die Höhe zu bringen, und dann geht es wieder einen kleinen Schritt zurück.» Oder noch knapper: «Zur Kunst gehört Sammlung, zum Reisen Freiheit; wenn man Kunst und Reisen verbindet, kommen beide zu kurz.» Es bleibt ein charakteristischer Zug dieses widerspruchsvollen Mannes, daß er sich die Erfüllung des ständig anwesenden Wunsches nach ungestörtem produktiven Schaffen versagt hat, obwohl es an Möglichkeiten dazu nie fehlte. Unwiderstehlich zieht ihn die «große Welt» in ihren Bann und damit auf das Podium zurück, wenn er ihr je zu entfliehen versucht oder wenn ihn besondere Umstände einmal abseits der großen Straße führen.

Man kann sich vorstellen, was für Busoni die Jahre bedeutet haben, die er, freiwillig-unfreiwillig, in Zürich zubrachte, der Stadt, die «nicht das Reich der Träume ist, aber darum auch nicht der «Cauchemars», wie jetzt (das heißt 1919) die großen Zentren». Über diesen schwersten Lebensabschnitt berichten seine Briefe naturgemäß nur wenig, waren doch die beiden Gatten kaum je getrennt. Die Zeit der Ruhe und des ungestörten Familienlebens war da — aber unter welchen äußeren und inneren Umständen! Man erfährt einiges über die Entstehung neuer Arbeiten, namentlich der Partitur des «Dr. Faust». Zwischen den Zeilen klingt etwas hindurch von dem Schmerz, den der Verzicht auf die gewohnte Wirksamkeit im großen Stile bereitet, der ihm in einem Augenblitze aufgezwungen wird, von dem er (1914) bekennt: «Alles in allem ist jetzt meine beste Zeit, ich sehe fest und freudig in die Zukunft...» Das Thema Krieg bleibt in den Zürcher Briefen unerörtert; nur einmal äußert sich, noch von Amerika aus, wo er 1915 zum letzten Male weilt, die namenlose Enttäuschung Busonis in leidenschaftlicher Weise. Diese Sätze haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren: «Ich glaubte, alle Zeiten wären gleich, — aber diese ist schlimmer. — Jeder Mensch müßte sich selbst bekämpfen (das ist's, worauf so wenig Wichtigkeit gelegt wird) und jedes Land hätte genug zu tun und zu opfern, um sich selbst zu reinigen.» Selbst die Zuversicht, mit der er bis dahin, trotz allem, den Gang des künstlerischen Lebens betrachtet hat, verläßt ihn: «... das System, wie heute Kunst vertrieben wird, ist ganz und gar ungesund. Es ist ein Wunder des Wesens der Kunst, daß sie — trotzdem — noch lebt und schafft. Eigentlich ist alles getan worden, um sie zu ersticken.»

Busoni hat sich schließlich zu der Gelassenheit des Weisen durchgerungen. Nur noch einmal trifft man später auf Äußerungen eines ähnlichen, wiewohl gemilder-

ten Kulturpessimismus, als er, nach dem Kriege, daran geht, die Verbindung mit der großen Welt wieder anzuknüpfen und hinaustritt in «eine Dämmerung, von der man nicht weiß, ob sie dem Morgen oder Nacht vorausgeht». Schwer trägt er an der Gleichgültigkeit, die er, sei es in Paris, London oder Berlin, künstlerischen und geistigen Dingen gegenüber wahrnimmt. Aber er kann sich ihrer erwehren, er ist «ein Anderer» geworden. «Ich merke, daß ich von Außen nichts erwarte — während ich früher alles erwartete: — dies macht mich nicht unglücklich, aber stiller und mehr allein». —

Der Stoffkreis, in dem sich Busonis Briefe bewegen, ist mit diesen Andeutungen freilich noch keineswegs umrissen. Es gibt kaum ein wichtiges Lebensgebiet, das ihn nicht wenigstens zeitweilig beschäftigt und über das er nicht sich auch gegenüber seiner Frau geäußert hätte. Allem voran steht seine Liebe zur Literatur. Hier trifft man auf manchen geistvollen Ausspruch über tote und lebende Autoren. Scharf und treffend werden die Begegnungen mit d'Annunzio — von dessen Erzählungen Busoni gebannt wird, «obwohl man sich am Ende gestehen mußte, daß er nur eine Reihe von Gemälden und Kostümen und Zeremonien zusammengetragen habe» — oder mit Shaw — der die Menschen theoretisch liebe, im übrigen aber «sicher ein ganzer Egoist» sei — beschrieben. Aber auch an sicherem Urteilen über Land und Leute, wie er sie auf seinen Reisen kennen lernte, fehlt es nie. Das Problem Amerika und sein Verhältnis zur europäischen Kultur beschäftigt ihn besonders. Er spricht einmal von dem Lande der «unmöglichen Begrenztheit», über dessen Zukunft er sich aber wieder beruhigt beim Anblick der weiten, noch unbebauten Gebiete, die er zwölf Stunden lang durchfährt, «ohne weder Haus, weder Baum, noch Wasser» gesehen zu haben. Gewiß darf nicht jeder dieser Aussprüche, die oft in großer Eile, «zwischen zwei Zügen» niedergeschrieben wurden, auf die Goldwage gelegt werden. Aber immer verraten sie unverkennbar den regen, unermüdlich schaffenden, nachdenkenden und bei allem auf Größe gerichteten Geist dieses Mannes, den im Grunde nur eines leitete: der Drang, die Wahrheit zu erkennen. Dieser Unterton, bald leiser, bald stärker mitschwingend, macht die Lektüre seiner Briefe zu einem bedeutenden Gewinn.

In einem Vorworte zeichnete Willy Schuh das Bild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Busonis mit feinen Strichen. **Erhart Ermatinger.**